Werk

Titel: Kirchliche Kunstarchäologie

Ort: Tübingen ; Leipzig

Jahr: 1902

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?490492916_1902_0005|log33

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Die Hauptetappen seiner Entstehung dürfte ACHELIS richtig angegeben haben, wenn auch manches Detail seiner Ausführungen zu beanstanden sein wird. Der Kern, ein Heiligenkalender Italiens ist etwa 420 entstanden, später ist die karthagische Liste liederlich hinzugefügt, um die Zeit Justinians auch der orientalische Kalender, der dem Werke erst seinen universalen Charakter gab. In dieser Gestalt ist es bereits 544 dem Cassiodor bekannt. Auf ACHELIS' weitere Analysen, namentlich die der Passionen sei nur kurz hingewiesen: wer den eindringenden Untersuchungen der verdienstvollen Schrift aufmerksam folgt, wird für sein Wissen reiche Belehrung und zugleich mancherlei Anregung zu eigener Weiterarbeit an den dort aufgeworfenen Problemen erhalten.

Bonn. H. Lietzmann.

Kirchliche Kunstarchäologie.

Altchristliche Kunst.

Archäologische Studien z. christl. Altertum u. Mittelalter, hrsg. von J. FICKER. Freiburg Mohr. Heft 3: G. STUHLFAUTH, D. Engel i. d. altchristl. Kunst. 1897. VIII 264. M. 7.—. — Heft 4: O. MITIUS, Jonas a. d. Denkmälern d. christlichen Altertums. 1897. VII 144. M. 3.60. — Heft 5: H. VOPEL, Die altchristl. Goldgläser. Ein Beitrag z. altchristl. Kunst- u. Kulturgeschichte. 1899. X 116. M. 3.60.

Ueber die Katakombenkunst ist das letzte Wort noch nicht gesprochen, und es wird vermutlich noch einige Zeit dauern, bis es gesprochen wird. Das liegt gewiss nicht an den Kräften, die sich ihrem Studium widmen. Aus der Zeit, wo sich Dilettanten aller Art mit der christlichen Archäologie beschäftigten, sind wir glücklich heraus. Die drei Studien, die ich hier zu besprechen habe, zeigen jede in ihrer Art, wieviel Talent und Fleiss eingesetzt wird, um die so lange vernachlässigten Monumente für eine gross aufgefasste Kirchengeschichte nutzbar machen zu können. Alle drei sind Produkte jahrelanger

Arbeit. Nachdem sie ihren ersten Zweck als Dissertationen erfüllt hatten, sind sie durch weit ausgedehnte Erkundigungen über unbekannte, weniger bekannte und verschollene Denkmäler und selbst durch lange Reisen vervollkommnet worden. Auch die Abbildungen, die bei diesen Studien doch nur Nebenzweck sein können, sind wohlgelungen und nicht selten wertvoll. Ein so trockener Stoff, wie es das Bild des Engels im christlichen Altertum zu sein scheint, ist mit einer schriftstellerischen Gewandtheit behandelt, dass man nach 264 Seiten bedauert, dass der Verfasser die Feder hinlegt, und ihn am liebsten weiter reden hörte zu einer Fülle von Fragen, die er angeregt hat. Da es Arbeiten von Schülern sind, loben sie ihre Meister, auch wenn nicht alle drei in ungewöhnlich warmen Worten den Dank und die Anhänglichkeit an ihre Lehrer in Berlin und Strassburg bekundeten. Man wusste längst, dass dort, wie an andern evangelischen Fakultäten, die schwer erreichbaren Hilfsmittel für das Studium der christlichen Archäologie vorhanden sind und dass mit ihrer Verwaltung Männer beauftragt sind, die es verstehen, in ihr Studium einzuführen, es methodisch durchzuführen und es ihren Schülern für das Leben lieb zu machen. Wenn man den gegenwärtigen Zustand mit dem vor 25 Jahren vergleicht, hat man allen Grund, zufrieden zu sein.

Die grossen römischen Archäologen, auf deren Schultern wir alle stehen, vor allem de Rossi, waren durch die klassische Altertumswissenschaft zur christlichen geführt worden. Ihre Arbeiten wurden in Deutschland aufgenommen von katholischen Theologen, die, wie es in dem Jahrhundert der Reaktion nicht anders sein konnte, sie zur Verherrlichung des Katholizismus verwandten und nicht selten missbrauchten. Die Folge war auf evangelischer Seite ein tiefes Misstrauen und eine Geringschätzung einer Wissenschaft, die sich wie Wachs behandeln liess; das christliche Museum in Berlin war eine Oase. Jetzt scheint es die Vorliebe für volkstümliche Studien und das dadurch hervorgerufene Bedürfnis nach einer Geschichte des christlichen Lebens zu sein, das so viele in die Katakomben führt. Niemals waren sie so populär wie seit 15 Jahren. Wenn trotzdem die Arbeit

vorerst nur langsam vorwärts kommt und oft in die Irre zu gehen scheint, so liegt das an den ungewöhnlich grossen Schwierigkeiten mannigfacher Art, die der Forscher zu überwinden hat, sobald er sich etwas weitere Ziele steckt. Er muss Eigenschaften in sich vereinen, die selten zusammen angetroffen werden. Zunächst werden alle Kenner darin übereinstimmen, dass nur der hier zu urteilen befähigt ist, der dem Studium der Originale einige Zeit gewidmet hat. Es giebt ja Abbildungen und Beschreibungen der Katakombenbilder in ziemlicher Zahl aus alter und neuer Zeit, darunter Photographieen und farbige Reproduktionen; wer aber die Katakomben nicht betreten hat und nicht einmal selbst versuchte, beim Schein des Wachslichtes die Farben und Linien wiederzuerkennen, wird die Kopieen falsch beurteilen; und wer die ganze Umgebung der Bilder nicht auf sich wirken liess, wird in der Wertung des einzelnen irre gehen. Für den modernen Menschen ist Rom nicht weit. Es giebt dort stets einige Theologen beider Konfessionen, denen es vergönnt ist, sich dem Studium des christlichen Altertums längere Zeit widmen zu können, und manche unter ihnen bringen von deutschen Universitäten die wissenschaftliche Schulung mit, um richtig beobachten und die Beobachtungen verwerten zu können. Und wenn ein römischer Aufenthalt mehr noch als andere Reisen dazu verführt, die Kräfte zu zersplittern, anstatt sie auf einen Gegenstand zu konzentrieren, so sollte doch der Arbeit von Generationen möglich sein, was dem einzelnen versagt ist: endlich einmal hinreichende und genaue Nachrichten in Bild und Wort von dem vorhandenen Bestande der Monumente zu geben. Und das geschieht ja auch, wenn auch viel langsamer, als man wünscht und erwarten kann. Wir erhalten Jahr für Jahr bessere und zuverlässigere Kunde; freilich tropfenweise. Die Katakomben stehen nicht offen wie ein beliebiges Museum. Einige sind dem Besuch des grossen Publikums geöffnet mit einer Liberalität, die oft mein Staunen erregt hat. Um zu den andern, darunter den wichtigeren, Zutritt zu erlangen, muss man sich um besondere Erlaubnis bemühen; hat man sie erhalten, so ist man an die Zeit und den guten Willen der Führer gebunden,

sodass, wer wirklich einen Ueberblick über die Mehrzahl der Monumente gewinnen will, damit kaum in einem Jahre fertig werden wird, auch wenn er jede sich ihm darbietende Gelegenheit benutzt. Fast selbstverständlich ist es endlich, dass nicht jede beliebige Art, die Denkmäler zum Studium zu benutzen, gestattet ist, obwohl man den berechtigten Wünschen genügend entgegenkommt, weit mehr, als das unter anderer Verwaltung vermutlich der Fall wäre.

Mit dem allem ist nur die geringere Schwierigkeit gekennzeichnet; die grössere bietet die Beurteilung der Kunstdenkmäler. Hier scheint noch alles hin und her zu gehen. Immerhin dürfte die Arbeit der letzten 15 Jahre den einen wichtigen Satz zu ziemlich allgemeiner Anerkennung gebracht haben, dass es sich in den Katakomben nicht um eine offizielle, sondern um eine volkstümliche Kunst handelt. Um sie zu verstehen, muss man die religiösen Bedürfnisse der ersten christlichen Jahrhunderte kennen. Das Lieben und Hoffen der römischen Gemeinde hat hier seinen ersten, wenn auch unvollkommenen Ausdruck gefunden. Die altchristliche Litteratur muss man lesen, um die altchristliche Kunst würdigen zu können. Was damit gesagt ist, weiss jeder, der sich bemüht, sie kennen zu lernen. Wieviel Sprachkenntnis, Zeit und Energie muss man verwenden, bis man einigermassen Boden unter den Füssen hat. Die Versuchung ist gross, sich mit hergebrachten Zitaten aus altbewährten Sammlungen einen Schein von Belesenheit zu geben und im ganzen jenes Bild der alten Kirche zu verwerten, das in den Kreisen, in denen man aufwuchs, heimisch war; jede Kirche aber sucht sich selbst in dem goldenen Zeitalter des Christentums wiederzuerkennen. So muten die Aeusserungen katholischer Autoren über die Katakomben etwas mittelalterlich an, während denen aus evangelischen Federn Farbe und Leben überhaupt zu fehlen pflegt. Wer aber wirklich den Versuch macht, sich aus den Quellen belehren zu lassen, der muss, um für die Kunst Gewinn zu haben, auf das Leben der ersten Christen seinen Blick richten, weniger der Theologen als der wissenschaftlich nicht interessierten Laien, auf ihre häuslichen Gewohnheiten

religiösen Ursprungs, ihre Angst und ihre Hoffnung, die Bräuche des Gottesdienstes und der Bestattung sowie die beginnende Heiligenverehrung. Wir wären weiter, wenn die Kenner der altchristlichen Litteratur nicht so selten wären — wer unter uns Jüngeren kann sich dazu rechnen — und wenn nicht vor allem das Bewusstsein davon fehlte, wie unendlich viel Neues durch eine gründliche Lektüre der dem Namen nach allbekannten Kirchenväter zu lernen ist. Möglichst umfangreiches Quellenstudium ist das einzige, was weiter bringen kann. Mögen die Werke von Bingham, Augusti und wie sie alle heissen, so reichhaltig sein, dass sie selten enttäuschen — mit fremden Exzerpten wird man nie zum Ziele kommen, weil es eben auf das Ensemble ankommt. Es ist auch nicht damit gethan, dass man aus der altchristlichen Litteratur eine Gruppe volkstümlicher Schriften aussondert, die wesentlich aus Apokryphen besteht, und sie allein studiert. Bei Hermas, Tertullian, Clemens und den Clementinen, den Kirchenordnungen und den Briefen der Bischöfe wird man weit mehr Material finden; und ausserdem den Vorteil geniessen, genau angeben zu können, wann und wo die dort vorhandenen Anschauungen zu Hause waren, ein Vorteil, dessen man bei vorwiegender Benutzung der Apokryphen entraten muss, die durch unzählige Hände gingen und dabei öfter einen neuen Anstrich erhielten. Da auch die volkstümliche Form der Religiosität ihre Geschichte hat, ist das von grosser Wichtigkeit; die christliche Gemeinde des ersten, dritten und fünften Jahrhunderts hat auch in dieser Beziehung eine total veränderte Physiognomie. Wenn man die liturgischen Quellen heranziehen will, wogegen ich am wenigsten Einwendungen zu erheben habe, so scheint es mir doch richtiger, man suchte sich etwa aus der Fülle des vorhandenen Materials die Frage zu beantworten, wie die Liturgie im dritten Jahrhundert ausgesehen hat, und machte von da aus Rückschlüsse, als dass man ein beliebiges Stück spätester Zeit mit den Katakomben konfrontiert, weil es einige Beziehungen aufweist, die ziemlich selbstverständlich sind. Ueberhaupt mache man sich klar, dass es nicht auf Quellenstellen ankommt, sondern auf das Bild der

Vergangenheit, das dem Historiker aus dem Quellenstudium erwächst. Ist einmal eine Geschichte des christlichen Lebens geschrieben, werden die Katakomben nicht mehr so dunkel sein. Das letzte Wort über die christliche Kunst muss der Kirchenhistoriker und nicht der Archäologe sprechen. Wir entbehren eine richtige Beurteilung und Verwertung der Denkmäler ebenso schmerzlich wie eine einigermassen abschliessende Kenntnis ihres Bestandes.

Wege zu weisen ist leichter als sie zu gehen. Wenn wir eine allseitig befriedigende Gesamtdarstellung vermissen, so können wir auf eine Reihe tüchtiger Vorarbeiten dazu verweisen. Eine der ersten Beobachtungen, die man in den Katakomben macht, ist die, dass sich die meisten Bilder häufig wiederholen. Daraus ergiebt sich das Thema, die verschiedenen Darstellungen derselben Geschichte zusammenfassend zu behandeln. So hat Bergner über den guten Hirten, Schmid über die Geburt Christi, Breymann über Adam und Eva, Heussner über Orpheus, Matthäi über die Totenmahle geschrieben, während Hennecke alle Typen vereinte. In diesem Sinne handelt Mitius von den Jonasbildern. Sein Thema ist umfangreicher und reichhaltiger als die meisten andern. Die Jonasgeschichte wird in drei oder vier Szenen dargestellt, einem feststehenden Zyklus; schon in den Katakomben wird er so häufig wiederholt, dass man Beobachtungen über die kunstgeschichtliche Entwicklung und über lokale Besonderheiten anstellen kann: die ursprünglich reichgegliederten Bilder werden mit der Zeit immer einfacher und schematischer zur Darstellung gebracht; dagegen bestand der Zyklus ursprünglich aus drei Bildern, ein viertes wurde später hinzuerfunden. Mitius hat sich nicht auf die Katakomben beschränkt. Er verfolgt das Jonasbild bis auf die Sarkophage, die Grabplatten, die Miniaturen und Mosaiken und endlich alle die kleinen Produkte des Kunstgewerbes, die das christlich gewordene Altertum mit biblischen Bildern schmückte, Goldgläser, Lampen und andere Thongefässe, Gemmen, Schalen aus Blei und Glas, Schachteln aus Elfenbein. Das Verzeichnis, das sein Buch abschliesst, umfasst 177 Nummern.

Einen eigentümlichen Zweig antiker Industrie schildert Vopel in seiner nicht minder sorgfältigen Studie. Die Goldgläser sind wertvolle Trinkgefässe, die nach der Technik ihrer Verzierung benannt sind. Der Boden besteht aus zwei zusammengeschmolzenen Glasplatten, zwischen denen ein Goldblättchen liegt, in das Zeichnungen und Inschriften eingeritzt sind. Wenn das Glas leer war und man es gegen das Licht hielt, konnte man die Figuren und Buchstaben erkennen. Fast alle sind dadurch auf uns gekommen, dass sie in den frischen Kalk der Gräber in den Katakomben eingedrückt wurden; die Gefässe sind im Laufe der Zeit zerstört worden, der Boden, der im Kalk festsass, in vielen Fällen erhalten. Durch mancherlei Beobachtungen lässt sich feststellen, dass die ältesten Gläser aus den ersten christlichen Jahrhunderten, die meisten aus dem vierten und fünften, wenige aus späterer Zeit stammen. Die Zeichnungen sind sehr verschiedener Art. Neben heidnisch-mythologischen und sehr beachtenswerten jüdischen kommen viele bekannte Darstellungen aus dem christlichen Bilderkreis vor, daneben Porträts, die ebenso wie manche Inschriften zeigen, dass man die Goldgläser gern zu Hochzeiten und ähnlichen Gelegenheiten verschenkte, und schliesslich die römischen Heiligen. Der Wechsel des Geschmacks in der römischen Gesellschaft, der durch die Annahme des Christentums herbeigeführt wurde, ist dabei gut zu beobachten. Das Verzeichnis am Schluss der Abhandlung umfasst 538 Nummern.

Stuhlfauths umfangreiche Studie betrifft eine wichtige archäologische Frage, die Entwicklung des Engeltypus. Die uns gewohnte Darstellung des geflügelten Engels kommt in Rom zuerst am Ende des vierten Jahrhunderts vor. Bis dahin stellte man sich die himmlischen Boten als junge Männer ohne Flügel vor und, wo man sie anbrachte, auch dar. Stuhlfauth meint, das Bild des geflügelten Menschen, der den Evangelisten Matthäus bedeutet, hätte hier eingewirkt. Eine Anlehnung an Flügelgestalten der Antike will er nicht in Abrede stellen; er meint, erst nach dem Siege des Christentums hätte man die Unbefangenheit gehabt, christliche Vorstellungen in gewohnte